

# Im Kreißsaal wird mitgezittert

Erziehen kongolesische Jäger anders als Anwälte in Boston? Anna Machin erzählt die komplizierte Geschichte der Vaterschaft quer durch die Kulturen.

Anhänger des sozialen Konstruktivismus wie des biologischen Determinismus werden an diesem Buch wenig Freude haben. Gene, so schreibt die Anthropologin Anna Machin, seien für die Entwicklung eines Menschen wesentlich, und doch mache am Ende die Mischung aus Erbgut und Erfahrung das Kind. Eines aber zeigen etliche Studien: Gleich, ob es sich um industrialisierte oder bäuerliche Gesellschaften, um liberale oder traditionelle Familienmodelle, um biologische oder soziale Väter handelt – die Rolle des menschlichen Papas ist einmalig, und bei keiner anderen Spezies ist ihre Wirkung so entscheidend.

Das „Vatersein“, so die in Oxford lehrende Autorin, sei „ein Verhalten, ohne das es unsere Art schlichtweg nicht mehr geben würde“. Während sich das hilflose Neugeborene der Mutter für die Nahrung zuwendet, sorgt der Papa für den Nestbau. Um das zu gewährleisten, greift die Biologie ein: Bei Vätern sinkt der Testosteronspiegel, was ihnen hilft, angemessen auf Emotionen zu reagieren. Das Persönlichkeitsmerkmal Extraversion, welches Männer nach Belohnung Ausschau halten lässt, nimmt ab; die Hormone synchronisieren sich mit denen der Partnerin. Die Kehrseite: Väter können an einer eigenen Art der Wochenbettdepression erkranken, vor allem wenn ihnen Unterstützung fehlt.

Vor etwa fünfhunderttausend Jahren haben Väter in ihre Rolle als Kümmerer gefunden. Damit sich der weibliche Homo Heidelbergensis den verletzlichen, aufgrund ihrer großen Gehirne und Köpfe frühgeborenen Säuglingen widmen konnte, umgibt der Mann die Kleinkinder. Von dort zieht Machin eine historische Linie zu den Vätern, die heute im Kreißsaal mitzittern. Ein Meilenstein für die vorgeburtliche Vaterliebe war der Ultraschall, der es Männern ermöglichte, die Schwangerschaft auf neue Art mitzuerleben.

Die Vaterrolle ist allerdings recht flexibel. Die Autorin stellt neben klassischen auch homosexuelle, soziale oder kollektive Vaterschaftsmodelle vor, die jeweils ihre eigenen Dynamiken entwickeln, um mit dem Kind das von der Evolution angestrebte Überleben der Gene zu sichern. Das klingt wie eine unabänderliche Bestimmung, doch tatsächlich sollte das Gen die Rechnung nicht ohne das Wirtstier machen. „Denn es bleibt immer ein unbekanntes Element: der individuelle Wille, etwas zu ändern, wenn es nötig ist, und daran zu arbeiten, als Elternteil so zu sein, wie man sein möchte, ungeachtet all dessen, was das Leben oder die Biologie einem mitgegeben haben.“

Machin zielt darauf, auch Laien an der neuesten Forschung teilhaben zu lassen. Das gelingt über weite Strecken. Komplexe Zusammenspiele der Hirnareale und



Große Schritte, kleine Hüpfen: Vater und Sohn üben den gemeinsamen Spaziergang.

Foto Plainpicture

der neurochemischen Botenstoffe, insbesondere jenes der für die Bindung zuständigen Hormone Dopamin und Oxytocin, sind nachvollziehbar erklärt. Die zitierten Studien zur besonderen Funktion des Vaters beziehen sich auf so verschiedene Gemeinschaften wie hohe indische Kasten, kongolesische Jäger und Sammler und Wirtschaftsanwälte aus Boston. Banal sind dagegen die in den Erzählfluss eingeflochtenen Einlassungen von Vätern, die Machin interviewt hat: Sie wollen Zeit mit ihren Kindern verbringen und sie bestmöglich auf die Zukunft vorbereiten, und doch fühlen sie sich manchmal wie das fünfte Rad am Wagen.

Insgesamt hätte dem Buch eine gründlichere Redaktion gutgetan, denn die nuancierten Kernaussagen verstecken sich ger-



**Anna Machin: „Papa werden“.** Die Entstehung des modernen Vaters. Aus dem Englischen von Ursel Schäfer und Enrico Heinemann. Antje Kunstmann Verlag, München 2020. 270 S., geb., 25,- €.

ne zwischen wiederkehrenden Binsenweisheiten. In der deutschen Fassung ist zudem das englische Grundrauschen des Texts ermüdet. Zwar geben Sätze wie „Okay, machen wir die Dinge noch ein bisschen komplizierter, einfach so“ den angloamerikanischen Plauderern wieder (im Original: „Okay, let’s complicate matters, just for fun“). Auf Deutsch wird aus diesem Stil jedoch saloppes Schwatzen.

Es ist Machins erklärte Mission, die „involvierten Väter“ zu stärken und ihren Beitrag zu würdigen, da eine moderne, zugleich aber altmodisch denkende Gesellschaft ihnen Unterstützung verwehrt. Die rundum medikalisierte Geburt verbanne den Vater in ein „Niemandland zwischen Patient sein und Besucher sein“. Des Leidens, bis zur Traumatisierung durch eine schwierige Geburt, werde kleingeredet. Vaterschutz und Vaterschaftsurlaub blieben global seltene Phänomene. Dabei sind Vater-, Kinds- und Menschheitswohl eng verbunden: Je sicherer die Bindung an den Vater, desto weniger ist der Sprössling gefährdet, kriminell, suchtkrank oder depressiv zu werden: „Die Vater-Kind-Beziehung ist die Quelle der Individualität und Autonomie

und letztlich des Erfolges.“ „Vater“ meint dabei nicht notwendigerweise den Erzeuger und noch nicht mal unbedingt einen Mann, sondern jene Person, die bereit ist, die Vaterrolle anzunehmen.

Doch die politische Stoßrichtung bleibt nicht ohne innere Widersprüche. Ihre Gegenspieler verortet Machin ausschließlich „weiter oben in der Kette, in Regierungen und Gesellschaften, die sich wegen ihrer eingefleischten kulturellen Überzeugungen den wissenschaftlichen Erkenntnissen und dem lauter werdenden Ruf nach Wandel verschließen“. Sind Väter und Mütter nicht Teil der Gesellschaft und Träger der Kultur? Zudem erweist sich die progressive Haltung als verblüffend traditionell: Am besten für das Kind sind die Eltern. Deren Zeit mit dem Nachwuchs sollte sich idealerweise wenig gestört von der Arbeit (aber nicht ganz ohne deren materielle Vorteile) vollziehen – ein wohl nur in gutsituierten westlichen Oberschichten umsetzbarer Traum, dessen diffuser zivilisations- und kapitalismuskritischer Unterton nicht zu leugnen ist. So zeichnet sich im Hohelied auf den Vater jene Idealisierung ab, die bei Müttern als Ursprung vielen Übels gilt. KERSTIN MARIA PAHL

# Ein neues Übel aus dem Westen

Sichtung nach hundert Jahren: Ein Band mit Rabindranath Tagores Vorträgen über Nationalismus

Rabindranath Tagore (1861 bis 1941), „Indiens Nationaldichter“, wie ihn sein Übersetzer und Biograph Martin Kämpchen vor zwei Jahren in dieser Zeitung genannt hat, war Poet, Dramatiker, Autor von Romanen und Kurzgeschichten, Essayist, Maler und Komponist populärer Lieder, dazu Philanthrop, Erzieher, Schul- und Universitätsgründer – ein Mann von überwältigender Vielseitigkeit. Durch den Literaturnobelpreis, den er 1913 als erster Asiate bekam, wurde er zu einer globalen Berühmtheit und Kultfigur, an Ausstrahlung beinahe seinem Freund und Antipoden Mohandas Karamchand Gandhi vergleichbar, dessen ehrende Bezeichnung als „Mahatma“ („Große Seele“) auf Tagore zurückgeht. In allen Erdteilen wurde Tagore gelesen und bewundert. Seine Reisen führten ihn nach Großbritannien, quer durch den europäischen Kontinent, nach Argentinien, Japan, China, Südostasien, nach Iran und in den Irak und fünfmal in die Vereinigten Staaten. Im Mai 1916 fährt Tagore über Japan dorthin und kehrt auf demselben Weg Anfang 1917 nach Indien zurück. Sein Agent hätte ein unverfänglich schöngeistiges Vortragsprogramm bevorzugt. Doch Tagore, bei aller Kunst der situativen Selbstdarstellung ein wahrheitsliebender Denker mit einer Botschaft, will über „Nationalismus“ sprechen. Seine drei Vorträge erscheinen 1917 bei Macmillan in London und New York, bereits ein Jahr später in deutscher Übertragung. Jetzt hat Joachim Kalka sie neu übersetzt.

Tagore hat feine Antennen für politische und kulturelle Verschiebungen und Umschwünge. 1916 kämpfen die Militärapparate der Kolonialmächte auf europäischen Schauplätzen; in den Vereinigten Staaten beginnt die Debatte um einen möglichen Eintritt in den Krieg; Japan hat 1915 ein Protektorat über China erzwingen wollen und ist nur vorerst gescheitert; Indien wurde von seinen britischen Herren in den Krieg gezogen und erwartet nun politische Zugeständnisse.

In dieser Lage wählt Tagore eine mittlere Argumentationshöhe zwischen Gegenwartsdiagnose und überzeitlichen Weisheiten, wie sie das westliche Publikum von einer Prophetenfigur mit wallendem Bart und orientalischen Roben erwartet. Seine Botschaft ist im Grunde einfach: Nationalismus ist ein relativ neuartiges Übel, das aus dem Westen kommt. Es äußert sich in der Umorganisation von Staaten zu Nationalstaaten, die als aggressive Apparate und Machtmaschinen zwangsläufig übereinander herfallen müssen. Der Nationalismus wird Europa ruinieren. Asien muss sich hüten, diese „Abstraktion des Egoismus“ von den Europäern zu übernehmen, auch wenn Japan in seinem Überlegenheitsrausch gerade dabei ist, ebendies zu tun.

Amerika allerdings ist noch unverbraucht und nicht infiziert und hat den moralischen Bankrott Europas vermieden; es ist „dazu bestimmt, die westliche Zivilisation vor dem Osten zu rechtfertigen“. Präsident Woodrow Wilson hätte dem zustimmen können, wäre allerdings mit der pazifistischen Fluchtlinie von Tagores Überlegungen nicht einverstanden gewesen. Tagores Komplimente an die Vereinigten Staaten enden dort, wo er den Wahn des weißen Amerikas anprangert, seine „Überlegenheit anderen Rassen gegenüber sicherzustellen“.

Eine lehrbuchreife und durchsystematisierte „Nationalismustheorie“ wird man von Rabindranath Tagore nicht erwarten können. Derlei gab es damals noch nicht. Auch bedient er keine allzu offensichtlichen Erwartungen. Er mutet seinem amerikanischen und japanischen Publikum keine breitflächige Demontage des britischen Kolonialismus in Indien zu; andere indische Autoren taten dies gleichzeitig mit erheblichem Erfolg. Wenn er die spirituellen Ressourcen des Ostens dem Materialismus des Westens gegenüberstellt, polt er die Hierarchie der Zivilisationen nicht einfach um. Von einer generellen Überle-

genheit des Ostens ist nicht die Rede, auch wenn Tagore die sozial-religiöse Ordnung Indiens dem machtsaatlichen Primat des Politischen vorzieht, den er als Kern des westlichen Zivilisationsmodells ausmacht. Die Kultur des Westens, die Tagore vorzüglich kennt, wird nicht pauschal verworfen. „Ich spreche nur dann bitter von der westlichen Zivilisation, wenn mir bewusst wird, dass sie das in sie gesetzte Vertrauen verrät und ihren eigenen Zweck sabotiert.“

Ein antikononialer Nationalismus begann sich in Indien und anderen Teilen Asiens im zweiten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts gerade erst herauszubilden. Tagore bringt keineswegs einen defensiven und legitimen Nationalismus der unterdrückten Kolonialvölker gegen den offensiven und illegitimen Nationalismus der imperialen Mächte in Stellung. Später hat er bei aller Anerkennung von Gandhis politischer Führung im indischen Unabhängigkeitskampf dem Mahatma in taktischen Fragen häufig widersprochen und dessen antimodernistische Anwendungen kritisiert. Zum Beispiel sah Tagore die Industrialisierung Indiens mit mehr Zuversicht als Gandhi. Für indische Nationalisten ist er bis heute ein unsicherer Kantonist geblieben. Schon Ende 1916 schmiedeten indische Revolutionäre in Kalifornien ein Mordkomplott gegen ihn. Heutige Hindu-Nationalisten können sich auf diesen großherzigen Verfechter des Religionsfriedens nicht berufen.

Die spätere Entwicklung Japans vom Vorkämpfer asiatischer Selbstbefreiung

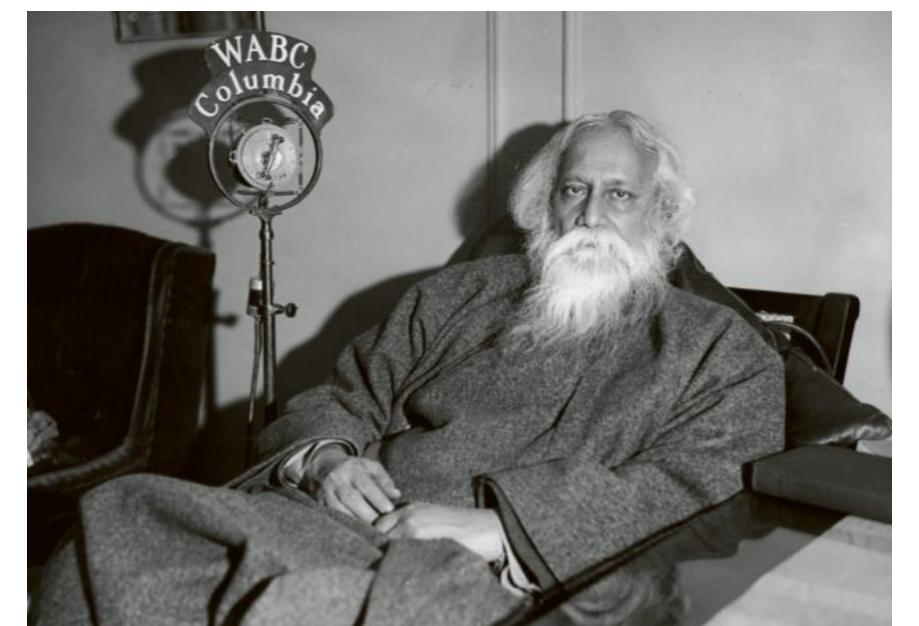


**Rabindranath Tagore: „Nationalismus“.** Aus dem Englischen von Joachim Kalka. Mit einem Vorwort von Pankaj Mishra. Berenberg Verlag, Berlin 2019. 120 S., geb., 22,- €.

zur repressiven Imperialmacht hat Tagore als einer der Ersten vorausgesehen und seine japanischen Hörer davon gewarnt, neben den guten auch die schlechten Eigenarten des Westens zu übernehmen. Konkurrenz, so mahnt er, sei in der Staatenwelt stets verderblicher als Kooperation. Freiheit sei ein hohes Gut, doch nicht jeder, der sich politisch frei fühle, sei dies auch in einem moralischen Sinne. Dazu müssten die „Leidenschaften“, allen voran Macht- und Profitgier, gezügelt werden.

Manches bei Tagore klingt nach Bußpredigt und daher neuerdings wieder vertraut. „Jedes Individuum ist heute aufgerufen, sich und seine Umgebung auf eine neue Ära vorzubereiten, in welcher der Mensch seine Seele in der geistigen Einheit aller Menschen finden wird.“ Das lässt sich mehr als ein Jahrhundert später leicht in die Sprache globaler Verantwortungsethik übersetzen. An anderen Stellen zeigt sich der Idealist als kühler Analytiker. Nationen, wie heute üblich, als „imagined communities“ zu verstehen ist nicht bedeutend tiefschürfender als Tagores Einsicht in der Mitte des Ersten Weltkriegs, dass sie Konformität produzierende Menschenmanufakturen sind. Tagore sieht die psychologischen Hinter- und Abgründe der Idee der Nation. „Unter ihrem bedeutenden Einfluss kann das ganze Volk einem systematischen Programm des aggressiven Egoismus folgen, ohne sich im mindesten der moralischen Perversion dieses Vorgangs bewusst zu sein.“

Die Zukunft sollte Tagores Sorgen bestätigen. Am 7. Mai 1941, seinem achtzigsten Geburtstag, zog der Weise Bilanz. Er wandte sich ab von Europa und den Briten (nicht aber von seinen englischen Freunden), sah den Triumph des „Dämons der Barbarei“ und erwartete dennoch eine Erneuerung der Humanität jenseits des Machtdenkens, vielleicht aus dem Osten kommend. Drei Monate später ist er gestorben. JÜRGEN OSTERHAMMEL



Nicht nur Komplimente für die Gastgeber: Rabindranath Tagore in New York. Foto AGG

# Schönheit ist eine Frage des Lichts

Undichten heißt Assoziationskreise ziehen: Martina Webers Lyrik verliert geregelt die Kontrolle

Nach „erinnerungen an einen rohstoff“ von 2013 bringt Martina Weber mit „Häuser, komplett aus Licht“ ihren zweiten Gedichtband heraus, ebenso konzentriert wie der erste und in fünf Kapitel geordnet, die gut aufeinander abgestimmt sind. Liest man die Teilüberschriften wie eine Geschichte, dann ergibt sich eine Lineatur des Sehens vom Symbolischen („Essay über eine Verschiebung“) über das Reale („Ich will nichts, was mich hält“) zum Imaginären („Mit der Vorstellung eines Meeres im Hintergrund“), die in einem einzigen Satz zum psychopolitischen Drama kollidieren: „Ich wusste nicht mehr, was ausgedacht und was Wirklichkeit war“. Der Blick wird zur unendlichen Täuschung und lässt das Subjekt des Sehens ratlos zurück: „Was in meinem Gehirn hört mir?“

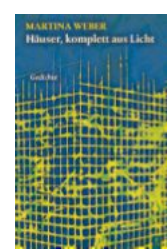
Die Gedichte, die ihre lyrische Kohärenz erst in der Serie einlösen, im Kontext der Nachbarschaftsmotive und semantischen Verschiebung, kreisen um diesen einen zentralen Punkt einer Selbstvergewisserung. Sie sind der fortwährende Versuch, hinter einer Vielzahl von Spiegelbildern das Original herauszulösen, das erste und mit sich selbst identische Bild. Aber es bleibt unwiederbringlich von Dubletten umstellt, die es zudeckt halten, und damit findet das Subjekt auch keinen Ort der Repräsentanz. Allenfalls „gelingt zu filmen, was nicht existiert“, aber das ist schon mehr Wahnsystem als Wirklichkeit und Weltkenntnis. In diesem Möbiusband der Ungewissheiten, das Innen- und Außenseite, reale und vorgestellte Welt, Bild und Abbild mit- und gegeneinander verschiebt, wird Licht zu einem zentralen Topos der Lyrik.

Denn um sehen zu können, müssen die Dinge angestrahlt werden, brauchen sie Licht, von dem es schon in einem früheren Gedicht einmal hieß: „Schönheit ist eine Frage des Lichts“. Allerdings hat sich die Konnotation des Begriffes verschoben – Licht verzerrt mehr, als es aufdeckt, scheint nicht an, sondern hindurch, es wird, in seiner Überbetonung, selbst zum Objekt und damit zu einem Instrument der Arroganz, über die Dinge zu herrschen. Die Metapher des Lichts, die für Erkenntnis und Transparenz stand, wird zu einem Dispositiv – grell, scharf und fordernd –, so wie auch rationale Vernunft dem Leben schaden und es auslöschen kann.

Im Titel des Bandes ist diese Intention schon erkennbar: Die Fatalität der Geheimnislosigkeit durch „Überbelichtung“. Angezeigt wird diese Bedeutungs-umkehr im kleinen Wort „komplett“, das natürlich komplett unsinnig ist, denn mehr als Licht kann Licht niemals werden. Aber hinter dieser rhetorischen Figur steht ein System, dessen interne Steigerungslogik genauso absurd ist. Die Grafik des Umschlags hat das großartig erfasst: ein grelles gelbgrünes Raster, das so dicht gewebt ist, als wolle es „komplett“ nur aus Licht sein, aber eben gerade dadurch auf die Zonen der Dunkelheit hinweist, die sich ins Unendliche dehnen. Mit jeder Erkenntnis, so könnten wir das Bild übersetzen, nimmt das Unerkennbare zu. In diese Matrix von Hell und Dunkel, Bild und Abbild, Wissen und Blindheit sind die Gedichte gestellt, immer auch mit dem Gegenteil dessen beschäftigt, was sie gerade ausgesagt haben und notorisch sich selbst widersprechend:

„Glaubst du an das, was du siehst, oder an das, was du nicht siehst?“

Einmal heißt es: „Ich glaube alles, was du mir sagst“, dann wieder: „Ich will alle Bilder vergessen“. Eben noch waren wir an einem Ort, schon ist der Ort eine Fotografie. Ein realer Fluss wird plötzlich „von unten beleuchtet./Schaltkreis, Holographie“. – „Nichts ist logisch, aber alles dreht sich in einem Kreis, der / kein Kreis ist.“ Das lyrische Ich, das hier spricht, hat keinen Boden unter den Füßen, keine Achse des Blicks, die stabil ist – es spricht von irgendwoher, wie eine Stimme im Netz. Wo es sich territorial verortet, wächst gleich der Verdacht, dass die Wirklichkeit nur eingebildet ist. – „Manchmal spielt sich alles nur an einer Stelle ab. Da ist das Haus, das ist der Gehweg, und hier die Laterne. Der Atem über frisch gefallenen Schnee.“ So konkret beginnt ein Gedicht, das im französischen St-Mihiel entstanden ist, wo die Autorin ein Stipendium hatte. Am Ende aber ist alles wieder nur fiktional, denn: „[...] da waren gar keine Menschen, man hätte stolz den Hals des Hundes gestreichelt, aber da war gar kein Hals, und da war auch kein Hund, und niemals fiel eine Nacht lang Schnee.“ Das erinnert an Beckett: „Dann ging ich in das Haus zurück und schrieb:



**Martina Weber: „Häuser, komplett aus Licht“.** Gedichte. Poetenladen, Leipzig 2019. 81 S., br., 17,80 €.

„Es ist Mitternacht. Der Regen peitscht gegen die Scheiben.“ Es war nicht Mitternacht. Es regnete nicht.“ Aber was hier poetisches Bekenntnis ist – nämlich falsch zu erinnern, um die Wahrheit zu sagen –, ist bei Weber Irritation und Orientierungslosigkeit. Nicht im Sinne geistiger Verwirrtheit, sondern in einem Kraftfeld der Gegensätze, das sich aus den Interferenzen von realer und irrealer Welt produziert. Die Grenzmarkierungen dieses Feldes sind „das Bild“ und „das Licht“. In schier unendlicher Variation erleben wir Licht: als „Schwarzlicht“, „Brechung des Lichts“, „überflutetes Licht“, „Doppelbelichtung“, „Neonsplitters“, „leuchtende Punkte“, „Leuchtschilder“ und vieles mehr. Ebenso die Assoziationskreise, die um das Grundwort „Bild“ gelegt sind: „verwischte Bilder“, „Röntgenbilder“, „die Kamera rückt so nah, dass das Bild immer unschärfer wird“. Auf die Referenzwörter „Licht“ und „Bild“ strebt alles zu, von ihnen strahlt alles ab, sie sind der Text hinter den Texten, ihre tiefere Substanz, Offenbarung und Rätsel zugleich.

Bemerkenswert an dieser Lyrik nun ist, dass sie gerade dort, wo sie kontrolliert erscheint, kühl, streng und durchdacht, ihre Kontrolle verliert und von einem Außen kommt, das unbewusst mitspricht. Das ist kein Mangel, sondern ein Überschuss, ein Mehr an Sprache und Erkenntnis. Isoliert man die Teile, dann geht man schnell in einem hermetischen Sprachlabor verloren; zieht man sie zu einem Ganzen zusammen, zu einem geschlossenen lyrischen System, entdeckt man ein Panorama der zersprungenen Welt, wie sie ist. Diese Gedichte belehren uns nicht – sie zeigen. KURT DRAWERT